

Bernhard de Reese

E L T E R N H A U S

Nachkriegsjugend in der Vorstadt

Dass ich es einfach nicht fertigkriege, gewisse Dinge einmal rechtzeitig zu machen. Dass ich sie immer wieder vor mir herschiebe. Immer hat es noch Zeit. Immer habe ich einen Grund, es auf den nächsten Tag, auf die nächste Woche oder auf noch später zu verschieben. Warum habe ich diese Fotos nicht längst schon mal gemacht. Diese Fotos von dem Haus. Dem Haus meiner Eltern. In dem ich aufgewachsen bin und – das heute abgerissen werden soll.

Seit gut anderthalb Jahren ist es mein Haus. Ich habe es geerbt. Und seitdem wittert es langsam vor sich hin. Eine Renovierung lohnt sich nicht. Zumindest nicht, wenn man rein wirtschaftlich kalkuliert.

Vielleicht – und das mag diesmal möglicherweise ein ernst zu nehmender Grund meiner Unterlassung gewesen sein – vielleicht will ich solche Fotos ja auch gar nicht. Solche letzten Fotos von diesem Haus. Von dem weitläufigen Garten mit den alten Obstbäumen. Und von diesem Vorgarten mit den runden, teilweise von niedrigem Buchsbaum umsäumten Beeten. Und den zwei gewaltigen Bäumen, der großen Buche und der großen Eiche, deren mächtige Kronen dem gesamten Anwesen ein besonderes Gepräge geben und die zur Straße hin weit über das Grundstück, ja, fast noch über die gesamte Straßenbreite hinausragen.

Wie oft hat mir die selbst aus größerer Ferne noch gut auszumachende Silhouette dieser beiden hochragenden und halb ineinander gewachsenen Baumkronen zu erkennen gegeben, dass dort hinten, genau an jener Stelle, unser Haus stand. Dass, hätte ich fliegen

können, ich genau diese Richtung hätte einhalten müssen, um direkt und auf schnellstem Wege dahin zu kommen.

Vielleicht will ich gar keine letzten Fotos. Vielleicht will ich in Wahrheit, dass nichts von dem Haus zurückbleibt – nichts, was mein Erinnerungsvermögen später unnötig anregen und dann arbeiten lassen würde. Denn oft ist es besser, nicht mehr zurückzuschauen, sondern nur noch nach vorn. Es gibt Gründe, für sich nur eine solche Haltung zuzulassen. Um mich hierin zu bestärken, könnte ich mich dabei vielleicht an jenen Mann erinnern, der mit übertrieben missionarischem Eifer gerade ein gegenteiliges Verhalten, nämlich das bewusste Nur-nach-hinten-Schauen vorleben wollte und der dann eines Tages beim Überqueren einer Straße einen LKW nicht kommen sah und überfahren wurde.

Das Auto hämmert über die Bahngleise. Ich bremse es gleich danach stark ab. Die große Pforte steht offen und ich fahre nach rechts auf das Grundstück der Eltern. Auf mein Grundstück. Ich fahre den Wagen, entgegen meiner Gewohnheit, ganz an die Seite auf den Rasen, und stelle den Motor ab.

Mit meiner Vorahnung habe ich recht gehabt: Ich komme zu spät. Sie haben schon angefangen: Das Dach der Garage ist schon völlig abgetragen. Ihre vorderen Wände sind schon bis zur Hälfte weggerissen. Ich hätte nicht gedacht, dass das so schnell und so einfach geht. Was sich so viele Jahre gegen so manchen Sturm, so manches Unwetter behauptet hat, verliert in kürzester Zeit seine vertraute Form. Es fällt zusammen zu einem Haufen aus Steinen, Mörtel,

Balken und Staub.

Der Abrissbagger arbeitet ruhig und konsequent. Man kann sehen, er hat Routine. Sein wuchtiger Arm mit der eindrucksvollen stählernen Faust hebt sich mit mäßigem Tempo nach oben. Dann schiebt er sich von der Seite an die Mauer heran, fast bedächtig, als wolle er ihr sagen, dass es nun Zeit werde. Und im nächsten Moment bricht ein großer Teil der Mauer zur Seite weg. Es scheint fast so, als tue sie von sich aus diesen Schritt, als wisse sie, dass Widerstand zwecklos sei.

Ich steige aus dem Auto. Leicht zögerlich gehe ich einige Schritte auf das Haus zu. Dann bleibe ich stehen und schaue und schaue – minutenlang – unverwandt und gedankenverloren. Das Wohnhaus ist noch völlig ganz. Es steht noch so da wie immer. Und dennoch, heute ist es anders. Es ist irgendwie nicht das gewohnte Bild. Es ist fast, als würde das Haus in kaum merklicher Unruhe sein. Als würde es ein wenig schwanken. Oder bin ich das? Weil – mein Körper eine gewisse Mühe hat, sein Gleichgewicht zu halten? Ich frage mich, ob ich das hier vielleicht nur kurzzeitig aushalten könne.

Ich gebe mir einen inneren Ruck. Aber vielleicht ja schon zu spät. Denn ich stelle mir vor, dass ich mich im nächsten Moment umdrehen und in Bewegung setzen müsse, meinen Schritt dann forcieren würde, anfangen würde zu laufen, wegzulaufen, schneller und immer schneller. Wahrscheinlich würde ich mich dabei zwanghaft noch einige Male umdrehen müssen.

Ich stehe da und muss zusehen, was mit dem Haus passiert. Mit dem Haus meiner Eltern. Mit meinem Haus. Die Bilder treffen mich unmissverständlich.

Die Bilder sind Realität. Aber irgendwie sind sie auch nicht wahr. Sollen sie nicht wahr sein. Ich habe die Möglichkeit, einfach nicht daran zu glauben. Wenn man an etwas nicht glaubt, dann ist es auch nicht wahr. Und doch sehe ich, was sich wenige Meter vor mir abspielt. Und doch kann ich die Frage nicht wegschieben, ob hier nicht etwas geschieht, was ich eigentlich gar nicht will.

Der Prozess ist unwiderruflich. Was da mit dem Haus meiner Eltern, mit meinem Haus, passiert, ist unumkehrbar. Mein Herz weiß es. Doch es schlägt wider Erwarten mit gewohnter Gleichmäßigkeit. Kein Anzeichen von Alarm! Kein inneres Zeichen von Beunruhigung? Und doch bin ich mir jetzt fast sicher, dass es besser gewesen wäre, wenn ich heute nicht herausgekommen, nicht hierher gefahren wäre. Um diese Fotos zu machen. Letzte Fotos von diesem Haus. Fotos, die ich eigentlich ja gar nicht will. – Für mich brauche ich keine solchen Fotos. Und für andere, für andere schon gar nicht.

2

Es gibt ein paar Fotografien von diesem Haus, ja, sogar eine von jenem Haus, das ursprünglich mal hier gestanden hatte und vor über hundert Jahren dem jetzigen Haus weichen musste, ein Foto, das in seinen warmen Brauntönen und mit seinem matten Schimmer von einer ruhigen und schönen Zeit zu zeugen

scheint. – Einer schönen Zeit? – Einer anderen Zeit! Acht Personen stehen vor einem Haus, dessen Dach noch mit Reet gedeckt ist. Aufgereiht, ein wenig statuarisch und posenhaft stehen sie da – die Männer in dunklen Anzügen – die Frauen in langen Kleidern. In ihrer sicherlich besten Kleidung, dem sogenannten Sonntagszeug.

Solche Menschen gibt es heute nicht mehr. Heute sehen Menschen anders aus.

Drei der vier Männer auf dem Foto haben steife Hüte auf und Spazierstöcke in der Hand, obwohl sie noch keineswegs so alt aussehen, dass sie etwas zum Stützen bräuchten. Der eine der hier abgelichteten Männer mag so um die zwanzig Jahre alt sein. Das heißt, er ist ein noch recht junger Mann. Viele Jahre später wird er ein Großvater sein. Mein Großvater. Er wurde ziemlich alt, über neunzig Jahre, ist nun aber schon fünfunddreißig Jahre tot. Die Frauen auf diesem Foto stecken nicht nur in langen, sondern auch in schwarzen Kleidern, als trügen sie Trauer. Nur die jüngste von ihnen, deren Gesicht noch recht mädchenhafte Züge zeigt, trägt neben dem ebenfalls knöchellangen dunklen Rock eine auffallend helle Bluse. Helle Farben sind nur für junge Damen schicklich. Sie signalisieren Erwartung und Bereitschaft.

Über diese junge Frau weiß ich nichts. Reinweg gar nichts. Ist in früheren Jahren in meiner Gegenwart jemals über sie gesprochen worden? Und wenn, so habe ich damals nicht gewusst, dass es sich auf diese Frau, auf dieses Fräulein mit der hellen Bluse bezog. Auf dem Foto steht sie neben meinem Großvater. Vielleicht war sie seine Freundin. Oder seine Verlobte. Aber sie war, da bin ich mir sicher, nicht seine

spätere Frau, das heißt meine Großmutter. Denn die, das weiß ich von anderen Fotos, sah anders aus. Meine Großmutter war eine sehr schöne Frau. Sie war eine Gesichtsschönheit. Das hat meine Mutter, also ihre Schwiegertochter, mir gegenüber später mehrfach ohne Neid bestätigt. Bei keiner ihrer fünf Töchter, also meiner Tanten väterlicherseits, sollte sich diese Qualität, diese Gesichtsschönheit, so ausdrucksstark wiederholen. Das lag hauptsächlich an den ausgeprägten Wulstlippen meines Großvaters, die er nicht nur ausnahmslos an alle seine Kinder weitergab, sondern darüber hinaus auch noch, wenn nun auch nicht mehr so auffällig, an einige seiner Enkel. Auch ich könnte mich als ein in dieser Weise Gezeichneter fühlen.

Meine Großmutter verstarb im Gegensatz zum Großvater schon sehr früh. Sie hatte Grippe, bekam eine Lungenentzündung, es war Krieg und es fehlten die notwendigen Medikamente. Als ich geboren wurde, war meine Großmutter schon anderthalb Jahre tot.

Das Fräulein auf dem Foto mit der hellen Bluse ist schmalwangig und hat ein spitzes Gesicht. Gibt es irgendwo noch irgendjemand, der noch etwas über diese Frau weiß? Bin ich vielleicht der einzige, der noch weiß, dass es sie überhaupt einmal gegeben hat? Diese Frau ist schon lange tot. Und wenn es dieses Foto nicht mehr gibt, wird womöglich die letzte Spur, das letzte Zeugnis ihres Lebens für alle Zeit dahin sein.

Hinter dem Haus auf dem alten Foto steht ein Apfelbaum, an den ich mich noch gut erinnern kann. Das Geäst seiner Krone liefert dem Auge ein eigentümlich unverwechselbares Bild. Mein Großvater hat immer, wenn man auf die Äpfel dieses Baumes zu sprechen kam, von dem schönen *Von-Nordhauser* gesprochen.

Ihnen galt eine besondere Wertschätzung, die vielleicht nur noch durch die Qualität der sogenannten *Prinzäpfel* übertroffen wurde. Diese Äpfel mussten immer mit einer betonten Sorgfaltspflicht gepflückt werden, damit sie keine Druckstellen bekamen und nicht *pööt* wurden.

"Und denk daran, vorher den Boden des Korbs gut mit Zeitungspapier auszulegen. Und die Äpfel nicht einfach so abreißen, dass auch der Stängel rausreißt und am Ast hängen bleibt. Denn ohne Stängel fangen sie schon in Kürze da unten an zu faulen. Also den Stängel anfassen und abknicken oder abdrehen. – Hast du das verstanden?"

Diese Belehrung musste ich mir jedes Jahr anhören, wenn ich wieder mit der Leiter in die hohen Apfelbäume musste. Am liebsten hätte ich jedes Mal geantwortet: Wenn du es so genau weißt, dann solltest du es am besten auch selber machen! Aber das traute ich mich nicht. Stattdessen kompensierte ich meinen Unmut mit dem inneren Abruf des Götz-Zitates.

Einen Apfel dieser edlen Sorte, also einen Prinzapfel oder einen Von-Nordhauser zum Verzehr überreicht zu bekommen, musste man sich redlich verdienen. Es war dann immer eine spezielle Art der Belobigung, der Auszeichnung. Und zu Weihnachten wurden gerade diese Äpfel für geeignet, das heißt, für ausreichend wertvoll gehalten, neben ein oder zwei Apfelsinen und einigen anderen Leckereien zum Inhalt unseres *Bunten Tellers* zu gehören.

Dieses Foto von dem alten, noch reetgedeckten Haus hatte ich in all den früheren Jahren nirgendwo hängen sehen. Auch bei meinen mehrmaligen Stöbereien auf dem Hausboden, wo ich auf alte Bilder, ganze Stapel

von Briefen und Postkarten und auch auf mehrere Kartons mit diversen Fotos gestoßen war, war mir unter den vielen verstaubten Zeugnissen einer mir oft unverständlichen Vergangenheit dieses Foto nie unter die Finger geraten. Erst viele Jahre später – mein Großvater war wenige Wochen tot – war es dann irgendwie aufgetaucht. Bis heute weiß ich nicht, wo es eigentlich die ganze Zeit gesteckt hatte. Wahrscheinlich wohl im großen Schlafzimmerschrank des Großvaters, jenem Schrank, der, solange er noch lebte, für alle und besonders für uns Kinder zur absoluten Tabuzone des Hauses gehörte.

Das recht große Foto war von einem ehemals wohl sehr hellen, nun aber vergilbten Passepartout umgeben, welches auf der einen Seite mit überaus vielen kleinen schwarzen Punkten versehen war. Fliegenkot, wie sich zweifelsfrei herausstellte. Es musste also eine Zeitlang auch irgendwo offen, das heißt zumindest für Fliegen zugänglich, herumgelegen haben.

Ich habe dieses Foto nach seiner Wiederentdeckung, wie gesagt kurz nach dem Tod meines Großvaters, eiligst an mich gebracht, bevor ein anderer ein wie auch immer geartetes Interesse vorgeben und mir zuvorkommen konnte.

Ich dachte dabei sicherlich auch an die alte Pendeluhr meines Großvaters, die ich überraschenderweise wenige Tage nach seinem Tod in der Wohnung meiner Schwester wiedergesehen hatte. Diese Uhr hätte ich mir auch gut in meiner Wohnung vorstellen können. Denn auch ich kannte inzwischen das Wort Nostalgie. Auch bei mir gab es zu dieser Zeit schon ein verschwommenes Interesse für das Vorzeitige. Für das, was ehemals Bedeutung und Wert gehabt hatte. Für

das, was jüngere Menschen oft leichtfertig als das Vorgestrige und gottseidank Vergangene hochmütig belächeln und unwissend abtun. Auch mir, das will ich nicht leugnen, war ja in jungen Jahren diese altväterliche Sehnsucht nach dem Früheren und Vergangenen unverständlich und lächerlich gewesen. Sie war mir damals als eine altersspezifische Art der Verlogenheit erschienen. Mit den Jahren hatte sich dann meine Einstellung unmerklich ins Gegenteil verkehrt. War auch ich allmählich so geworden wie jene, die ich ehemals gering geschätzt, wenn nicht sogar verspottet hatte.

Ich habe also das alte Foto vom Haus in meinen Besitz gebracht. Ich habe es vergrößern, mit einem neuen Passepartout und mit einem rustikalen Eichenholzrahmen versehen lassen. Und es hängt seitdem in meinem Haus, in der Diele, an zentraler Stelle. Jedem Besucher muss es dort auffallen. Soll es dort auffallen. Und oft, wenn ich selber dieses Foto betrachte, fühle ich mich irgendwie hineingezogen. Ja, es erscheint mir, als wünschte ich für kurze Zeit hinüberzugleiten, um mich dann unter diese mir eigentlich fremden Menschen zu mischen. Oder als wünschte ich in dieses alte Haus hineinzugehen. Wie mag es damals in seinem Innern wohl ausgesehen haben? Worüber mögen sich damals diese Menschen wohl unterhalten haben? Damals, als es noch kein Radio und Fernsehen gab – ja, noch nicht einmal elektrisches Licht.

Noch viele Jahre später, als selbst für die Älteren elektrisches Licht schon zu einer Selbstverständlichkeit geworden war, hatte sich mein Großvater ein Ritual aus jener alten Zeit bewahrt: Dann saß er abends allein oder zusammen mit anderen im Halbdunkel sei-

ner Stube. Man schwieg und sinnierte vor sich hin. Oder man führte ruhige Gespräche über die Ereignisse des Tages, die schon in Kürze meistens völlig unwichtig und wohl auch zurecht vergessen wurden. Es herrschte eine sonderbare Atmosphäre. Alle Konturen hatten ihre Schärfe verloren und begannen in dem Dunst der zunehmenden Dunkelheit sich aufzulösen. Und alles wurde irgendwie zeitlos. Allein das leise monotone Ticken der Pendeluhr hätte daran gemahnen können, dass die Zeit nicht aufgehoben war.

– Es war Schummertied.

In einer Ecke des neuen recht geräumigen Elternschlafzimmers stand eine Art Liege. Ich kann mich nicht mehr erinnern, von wem wir sie bekommen hatten. Aber sie war schon gebraucht, also mindestens aus zweiter Hand.

Diese Liege diente mir in einer Zwischenphase als reguläres Bett. Denn in die kleine Kammer sollte ich ja nach dem großen Umbau nicht mehr zurück. Und unsere Untermieterin Frau Reusch war noch nicht tot. Das dauerte noch etwas über ein Jahr. Dass man das ungefähr so auch erwartete, darüber wurde zwar nie gesprochen. Doch später wurde mir irgendwie klar, dass meine Eltern damals in ähnlicher Weise wohl gedacht haben. Bis das mit Frau Reusch aber nun passieren würde, erhielt ich zwischenzeitlich im Schlafzimmer meiner Eltern Asyl.

In dieser Zeit stand ich ohnehin am Anfang eines inneren Wandels. Heute würde man sicherlich von dem Beginn der Pubertät sprechen. Meine Eltern benutzten dieses Wort damals nicht. Und es scheint im Nachhinein, dass es fast auch viele jener Probleme nicht gab, die mit dem Wort *Pubertät* aufgrund halbwissenschaftlicher Beweisführung nun mal verbunden sein müssen.

Die neue alte Liege war zwar kein Bett im eigentlichen Sinn, aber sie war durchaus zweckgerecht und rein sachlich betrachtet gegenüber dem kurzen Sofa zur Zeit des Umbaus eine deutliche Verbesserung. Deshalb empfand ich es vielleicht auch nicht als Statusverlust, dass ich endgültig aus der kleinen Kammer

ausquartiert wurde und ich mir nun mit meinen Eltern ein Zimmer teilen musste.

Die Liege stand längsseits an einer Drempe wand mit einer kleinen Tür, durch die selbst ein Jugendlicher nur in gebückter Haltung hindurchkonnte. Durch sie gelangte man in einen Totraum unterhalb der Dachschräge, der erst durch den Umbau des Hauses entstanden war, und zwar dadurch, dass die Hausmauer auf dieser Seite vorgezogen und das Dach notwendigerweise nach vorne hin verlängert worden war.

Dieser sehr schmale und niedrige Raum wurde einerseits ein zusätzlicher behelfsmäßiger Abstellraum. Für mich wurde er eine Art Ersatz für jenes Versteck auf dem obersten Dachboden, das mir nach dem Umbau nicht mehr in gleicher Weise wie ehemals zur Verfügung stand. Denn nun versperrte die neu eingezogene Zimmerdecke des neuen Elternschlafzimmers den vormals direkten Aufstieg zum Versteck mit Hilfe der Sprossenleiter. Diese war inzwischen natürlich auch verschwunden. Anstelle derselben gab es nun im oberen Flur eine Deckenklappe mit Einschubtreppe. Sie erfüllte zwar auch ihren Zweck und mit ihr hätte ich zwar auch in mein Geheimdomizil gelangen können. Aber es war doch etwas völlig anderes. Denn diese moderne Treppe verursachte einerseits beim Herausziehen ein laut schnarrendes Geräusch, das man im ganzen Haus hören konnte. Und andererseits konnte man sie nicht wieder hochziehen, wenn man oben war. Ein heimliches Verschwinden im Versteck war somit also kaum noch möglich. Darüber hinaus verdarb diese Bodentreppentechnik auch jede Art von Illusion. Es war eben einfach nicht mehr das Gleiche wie ehemals. Und so kam mir dieser Ersatzraum hin-

ter der Drempelwand ganz gelegen. Sogar Licht gelangte hinein über mehrere Glasbauziegel, die in das neue Pfannendach eingelassen worden waren. Also wurde dieser Raum mein neues Refugium, fungierte nun aber nicht nur als mein neues Versteck, sondern auch als mein geheimes Lese- oder Arbeitszimmer. Denn hier las ich jene Hefte und Bücher, die meinen Eltern nun gar nicht gefielen und die ich mir zum Teil am Kiosk neben der Schule heimlich von dem Geld kaufte, das mir meine Mutter einmal in der Woche mitgab, damit ich die tägliche Tüte Milch in der Schule bezahlen sollte. Doch auf diese Milch in der ersten großen Pause konnte ich wirklich gut verzichten.

Hin und wieder fragte mich meine Mutter:

"Sag mal, wo hast du die ganze Zeit eigentlich wieder gesteckt?"

Ich antwortete dann wahrheitsgemäß:

"In meinem Kabuff".

"Und was machst du die ganze Zeit da in diesem engen Hock?"

"Ich lese."

"Ach nee! Du liest! Und was liest du?"

"Das eine Buch da, was ich zu Weihnachten gekriegt habe. Von Tante Anna. *Abel mit der Mundharmonika*"

"Wirklich?", fragte meine Mutter verwundert. Denn es kam ihr doch irgendwie seltsam vor, dass ich ausgerechnet in diesem engen und unbequemen Unge- mach ein Buch las, das ich zu Weihnachten kaum eines Blickes gewürdigt und auch in der Folgezeit als nichtvorhanden betrachtet hatte.

Hier schrieb ich auch Texte, die alles andere als Hausaufgaben waren. Hier malte ich Bilder, die ich am Kü-

chentlich nie gemalt hätte. Denn inzwischen war ich in einem Alter, in dem mir mehr und mehr bewusst wurde, dass der Unterschied zwischen Jungen und Mädchen nicht nur eine Sache der Frisur war. Oder der Kleidung. Und dass Mädchen nicht nur versehentlich keinen Schniedelwurz hatten. Und ich registrierte mit zunehmender Verunsicherung, aber auch mit Bewunderung, dass Mädchen eben nicht nur *Weiber* waren, was so viel bedeutet hatte wie behinderte Jungs, sondern im Gegenteil, dass Mädchen einen zwar eigenen, aber durchaus interessanten Typus darstellten.

Die auch für mich bis dahin selbstverständliche Geringschätzung aller Mädchen, die sich nicht nur durch bestimmte Verbalien, sondern oft auch durch verachtende Ignoranz ausgedrückt hatte, war in relativ kurzer Zeit einer zunehmend aufwertenden Beachtung, ja, einem fast zwanghaften Interesse gewichen, das nun vielerlei Veränderung in meinem Kopf und in meinem Verhalten nach sich zog.

Bevor dieser Gesinnungswandel, dieses innervierende Halbwissen nun aber in der Praxis konkret getestet werden konnte, musste sich erst einmal meine Innenwelt damit abmühen. Besonders, wenn ich alleine war und mir selbst überlassen, war ich nun häufig einem neuen Zwang ausgeliefert: Ganz bestimmte Tagesereignisse kamen nun wieder hoch. Sie mussten irgendwie verarbeitet werden. Sie verlangten nach einer Bewertung. In meinem Kopf kreisten die Gedanken. Meine Imagination bewegte sich auf bisher unbekanntem Pfaden. Auf Pfaden einer neuen, bisher unbekanntem Sehnsucht. Auf Pfaden eines neuen sinnlichen Verlangens. Einer geahnten neuen körperlichen

Lust. Ich hatte, wenn auch wohl nicht zum ersten Mal, aber wieder ohne es richtig zu fassen, einen *point of no return* erreicht.

Alleine und mir selbst überlassen war ich zu dieser Zeit am ehesten in meinem Kabuff. Oder abends in meinem Bett, auf meiner neuen alten Liege. Hier sollte ich nun innerlich nacharbeiten, was der Tag an erlebnisstarken Eindrücken gebracht hatte.

Auch der Umgang mit meinen Kameraden wurde zusehends ein anderer. Unsere Gespräche veränderten sich. Es gab ein neues Thema: Mädchen. Und dieses Thema verdrängte oder relativierte vieles von dem, was vor noch gar nicht langer Zeit unsere Welt gewesen war.

Unser Spiele und Raufereien, die in den morgendlichen Unterrichtspausen hauptsächlich in dem hinteren Schulhofbereich stattgefunden hatten, wo man sich der direkten Beaufsichtigung durch den Pausenlehrer etwas entziehen konnte, verloren immer mehr an Wert und Bedeutung. Immer häufiger hielten wir uns nun auch im vorderen Schulhofbereich auf, wo auch die Mädchen waren und in Gruppen zusammenstanden. Denn wir wollten in ihrer Nähe sein. Wir wollten sie beobachten und uns selbst so positionieren, dass auch sie uns beobachten konnten.

Infolgedessen änderten sich auch unsere Pausengespräche. Denn naturgemäß drängt sich das ins Wort, was uns nahe ist und unsere Sinne beschäftigt.

"Hast du gesehen, wie Irene heute ihre Haare hat?"

"Genauso wie Helga seit gestern. Und Karin hat sie ja schon länger so."

"Sieht viel besser aus!"

"Aber klar doch! Zöpfe sieht doch blöd aus. Kuck

dir doch bloß mal Ilse an!"

"Oder Waltraut mit ihren Schnecken oder wie das heißt."

"Zu denen paßt das aber."

"Genau! Jeder sollte auch so aussehen, wie er ist."

"Aber schau mal, bei Irene sind es nicht nur die Haare."

"Natürlich sind's nicht nur die Haare. Das weiß ich auch."

Weißt du, was ich glaube? Sie weiß, dass wir sie beobachten. Und über sie sprechen."

"Meinst du?"

"Na klar! Sie kuckt doch immer wieder zu uns her. Scheinbar nur so beiläufig. Aber so ist es nicht. Musst mal drauf achten! – Da siehst du! Jetzt schon wieder. Hast das gesehen?"

"Bin doch nicht blind, Mensch! Die will was von mir."

"Ach nee! Von dir? Hast du nicht gesagt, dass der Augenarzt dir eine Brille verschreiben will?"

"Arschloch!"

Vielleicht war das wachsende Interesse an Mädchen auch einer der Gründe, weshalb ich den Gute-Nacht-Geschichten meiner Schwester, die mir früher so viel bedeutet hatten, kaum mehr nachtrauerte. Ich hätte sie wahrscheinlich in dieser Zeit ohnehin nicht mehr gebraucht. Sie hätten mich jetzt vielleicht sogar gestört. Oder genervt. Denn inzwischen suchten meine Gedanken andere Wege. Inzwischen träumte ich von anderen Dingen. Nämlich von Begegnungen, deren Erlebniswert völlig anderer Natur war.

Da gab es zum Beispiel die blonde Steptänzerin aus dem Jugendheim mit der Pferdeschanz-Frisur und

dem engen gelben Pullover. Die hatte ich mehrfach und wohl auch viel zu lange bei ihrem Training beobachtet. Und zwar immer dann, wenn wir unseren Pfadfinder-Nachmittag beendet hatten. Dann übte sie öfter oben auf einer offenen Bühne am hinteren Ende des großen Saals ihre Tanzfiguren und die dazugehörenden Bewegungen. Ich konnte dann einfach nicht sofort nach Hause gehen, sondern verblieb noch eine Weile im hinteren Teil des Saals, setzte mich, von einem hölzernen Pfeiler halb verdeckt, in eine halbdunkle Fensternische und tat so, als müsste ich noch auf jemanden warten. Doch mein Blick starrte gebannt in eine Richtung. Und meine Augen waren nur auf dieses blonde Mädchen fixiert und konnten nicht von ihm lassen.

Auch auf dem anschließenden Nachhauseweg beschäftigte mich ausschließlich das Bild diese Mädchens und ich wurde es nicht wieder los. Besonders abends nicht, wenn ich auf meiner Liege lag und auf den Schlaf wartete. Die Blonde mit dem Pferdeschwanz bewegte meine Gedanken mehr als ein Vierteljahr. Dann hatte ich sie durch Irene ersetzt.

Irene war, wie schon erwähnt, eine Klassenkameradin und die Beste im Sport. Besonders im Weitsprung waren ihre Leistungen imponierend. Keiner der Jungen erreichte ihre Weiten. Obwohl ich fast jeden Tag immer irgendwie mal in ihrer Nähe war, schaffte ich es nicht, sie einfach mal anzusprechen. Oder sie, unter welchem Vorwand auch immer, irgendetwas zu fragen. Was hätte ich auch fragen sollen? Ja, ich wagte es ja kaum, sie mehr als nur flüchtig anzuschauen. Denn dabei, so fürchtete ich, könnte ich mich verraten. Und ich verlöre meine Deckung und wäre schutzlos einer

vielleicht demütigenden Zurückweisung durch Irene oder einer tödlichen Verhöhnung durch meine Kameraden ausgeliefert. Zumal ich auch nicht das Gefühl hatte, dass ich Irene in irgendeiner Weise mal aufgefallen wäre. Dass sie je ein wie auch immer geartetes Interesse an mir gezeigt hätte, so wie sie es zum Beispiel Horst Kroll oder Klaus Seiler gegenüber tat.

Besonders mit Horst sah man Irene öfter reden. Und lachen. Aber Horst redete mit allen Mädchen. Oder fast mit allen. Er fand auch nichts dabei, sie zu berühren oder sie sogar umzufassen. Er tat es einfach, ganz ungezwungen und direkt. Und wenn die Mädchen hin und wieder auch abweisend reagierten, sich mit Worten wehrten und Horst aufforderten, er möge sich doch zurückhalten, und wenn manche auch Empörung vorspielten und mit fuchtelnden Armen Horst zurückwiesen, so spürte man doch, dass ihnen das in Wahrheit gar nicht so unangenehm war. Ja, bisweilen hatte ich den Eindruck, einige wünschten es sich sogar und sie wären enttäuscht gewesen, wenn Horst sie überhaupt nicht beachtet und ignoriert hätte.

Nun gut! Mit Ilse oder Waltraut gab Horst sich nicht ab. Aber die wurden ja auch von fast allen gemieden. Selbst bei den Mädchen waren sie nicht beliebt. Und sie hatten auch selber Schuld. Sie waren Außenseiterinnen. Man ließ sie – und das taten fast alle – links liegen. Und irgendwann waren sie auch gar nicht mehr in der Klasse. Oder doch? Habe ich sie einfach nur aus der Erinnerung verloren? Oder sie irgendwann einfach nicht mehr wahrgenommen? Denn ich weiß selbst bei intensivem Nachsinnen nur noch vage, wie sie eigentlich aussahen. Die eine hatte Zöpfe. Und die andere solche Haarschnecken – glaub ich. Aber

selbst da bin ich mir nicht ganz sicher. Nur ihre Namen, ihre Vornamen, die sind mir noch irgendwie in Erinnerung geblieben.

Irene aber sehe ich immer noch deutlich vor mir. Aber sie blieb für mich unerreichbar. Es war eine Hoffnung ohne Chance. Es blieb eine Frage ohne Antwort. Das heißt, in Wahrheit unternahm ich wie gesagt ja nicht einmal den Versuch. Denn ich wusste oder genauer, ich glaubte zu wissen, solange es Jungen wie Horst gab, würde ich immer in der zweiten Reihe zurückbleiben müssen. Würde mir nur die verborgene Bewunderung bleiben. Die gewollte Illusion. Das Gedankenspiel mit fiktiven Möglichkeiten. Und zwar, wie auch schon gesagt, hauptsächlich abends im Bett oder genauer auf meiner Liege – vor dem Einschlafen, wenn mir die eindrucksvollsten Ereignisse des Tages noch einmal durch den Kopf gingen.

Und eines Tages wurde dann auch Irene für mich wieder eine ganz normale Mitschülerin. Nicht, dass ich schließlich aufgegeben hätte, was mir nicht erreichbar schien. Nicht, dass ich meine heimliche Verehrung bewusst abgebrochen und vielleicht in hochmütige Verachtung oder kleinmütige Resignation verkehrt hätte. Nein! Ich hatte dieses neue, aus dunklen Körperzonen ausströmende Verlangen nach dem anderen Geschlecht, nach Begegnung und Umgang mit demselben einfach nur umgewidmet. Oder anders gesagt, es war – ohne dass ich es direkt gewollt hatte – auf ein anderes Objekt übersprungen. Und dieses Objekt hieß Erika-Rena.

Erika-Rena war nicht von Anfang an in unserer Klasse gewesen. Sie war erst im sechsten Schuljahr dazugekommen. Ihr Vater, ein recht großer, stattlicher und

schwarzhaariger Mann, hatte sie damals in die Klasse gebracht. Der Unterricht hatte schon angefangen, da ging die Tür auf und die beiden traten ein. Selbst unsere Klassenlehrerin, Fräulein Hornemeier, schien überrascht. Sie begrüßte die beiden und sprach einige leise Worte mit dem Vater. Dann verließ dieser wieder die Klasse und ließ seine Tochter zurück. Es herrschte eine ungewohnte Stille im Raum. Alles starrte auf die Neue, auf Erika-Rena. Unsere Klassenlehrerin richtete sich auf und ihr mimisches Ausdrucksgebaren ließ erkennen, dass sie etwas zu verkünden habe.

"Ich möchte euch eine neue Klassenkameradin vorstellen. Sie heißt Erika-Rena Dumas."

Ein schwaches Raunen durchwehte den Raum. Einige gnickerten in sich hinein. Und Horst rief:

"Toller Name!"

Fräulein Hornemeier überhörte es.

"Ich hoffe, ihr werdet Erika-Rena alle dabei unterstützen, sich hier bei uns schnell einzugewöhnen und eine von uns zu werden."

Die Neue schien etwas älter zu sein als der Durchschnitt der Klasse. Und sie war, nach dem Äußeren beurteilt, schon auf dem Weg vom Mädchen zur Frau. Das sah man nicht nur an ihrem Gesicht und daran, wie sie ihr Haar trug. Das sah man auch an ihrem Körper. Sie hatte schon den Ansatz einer Brust. Und der Pullover sollte das wohl auch nicht verbergen.

Erika-Rena erhielt ihren Platz in der mittleren Reihe, in der letzten Bank. Die war bisher unbesetzt gewesen. Und von nun an saß sie dort, allein, aber durchaus nicht verloren.

Oft ertappte ich mich, besonders in den nachfolgen-

den Tagen und Wochen, dass ich mich zu ihr umdrehte, um festzustellen, wie sie sich dort hinten so gab und ob sie an diesem Tag immer noch so aussah wie die Tage zuvor. Und ob sie auch heute wieder diesen besonderen Gesichtsausdruck produzierte.

Erika-Rena war distanziert, aber nicht scheu. Und auch dadurch unterschied sie sich von den anderen Mädchen: Sie wich den Blicken der anderen nicht aus. Auch nicht denen der Jungen. Im Gegenteil! Sie blickte zurück. Oft überflog dabei ein leicht mysteriöses, kaum merkliches Lächeln ihr Gesicht, in dem sich eine Mischung aus Erhabenheit und Aufforderung auszudrücken schien.

Erika-Rena sagte nicht viel im Unterricht. Und eigenartigerweise nahmen die Lehrer sie auch nur dran, wenn sie sich meldete. Dann aber, wenn sie es tat, kam sie immer bevorzugt als eine der ersten dran. Sie sprach dann recht langsam und eher leise, aber dennoch selbstbewusst, wobei sie gewissen Wörtern eine etwas andersartige Betonung, einen etwas andersartigen Klang gab. Das heißt, es fehlte ihrer Sprechweise das Dialektypische der Region: diese Verdampfung der Endsilben. Und diese Überdiphthongierung bei gewissen Wörtern. Es klang bei ihr irgendwie klarer und vokalischer, teilweise akzentuierter, so wie ich es bei irgendwelchen Festrednern, Predigern oder Politikern schon des Öfteren gehört hatte.

Dass sich Erika-Renas besondere Art zu sprechen mir so unvergeßlich eingepägt hat, lag wohl auch daran, dass immer dann, wenn sie sprach, der spezifische Grundlärm während des Unterrichts plötzlich abebbte, fast alle Köpfe sich nach hinten drehten und jedermann nur noch ein Interesse zu haben schien,

nämlich mitzubekommen, was sie nun wohl zu sagen habe.

Alles in allem ging – und das war für mich das Bemerkenswerteste – von Erika-Rena eine fremdartige Ruhe, ja fast Abgeklärtheit aus. Während die meisten anderen Schüler der Klasse ihre Bewegungsfreude und ihre Redelust besonders in den Pausen intensiv auslebten, blieb sie stets verhalten und reserviert. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie jemals lauthals gelacht oder vielleicht mal verärgert oder zornig geschimpft oder geklagt hätte. Extrem emotionale Reaktionen schienen nicht zu ihrem Programm zu gehören. Ihr Verhalten war stets moderat und gedämpft. Sie wahrte, wie schon gesagt, immer eine gewisse Distanz. Ja, sie schien irgendwie über eine Art Gelassenheit und Sicherheit zu verfügen, so dass vieles, was Jugendliche normalerweise in Begeisterung oder in Betrübnis, in Erregung oder in Trauer versetzt, an ihr wirkungslos vorüberzuschwimmen schien.

Den anderen Mädchen in der Klasse erschien Erika-Renas Verhalten fremd. Vielleicht sogar suspekt. Zwar wurde sie nicht direkt und absprachegemäß von ihnen geschnitten. Aber sie wurde doch irgendwie ausgegrenzt, wurde nie in den Kreis der Vertraulichkeiten miteinbezogen, war nie dabei, wenn in einer Mädchengruppe getuschelt, gekichert und plötzlich vielstimmig laut und hell aufgelacht wurde. Sie blieb eigentlich immer außen vor, ohne dass man aber den Eindruck gewann, dass sie darunter leiden würde.

Die Jungen in unserer Klasse sahen Erika-Rena mit anderen Augen. Ihnen war sie alles andere als gleichgültig oder einfach nur ein Mädchen von vielen. Im Gegenteil! Die Neue hatte etwas an sich, was deren

Blicke und Aufmerksamkeit immer wieder anzog und dem sich kaum einer von ihnen so gänzlich entziehen konnte. Es war eine besondere Art des Erstauntseins, wenn nicht sogar der heimlichen Bewunderung. Doch was ebenfalls auffiel: Ein jeder von uns Jungen achtete dabei – wie Erika-Rena selbst – immer merklich auf Distanz, so dass es nur ganz selten mal zu einem Wortwechsel, geschweige denn zu einem etwas längeren Gespräch mit ihr kam. Selbst Horst Kroll, der gerade in Gegenwart von Mädchen sonst immer diese leicht provozierende Selbstsicherheit und diese oft übersteigerte Spontaneität demonstrierte, selbst er hielt sich Erika-Rena gegenüber auffällig zurück. Er, der sonst immer die direkte Begegnung suchte, schien ihr gegenüber eher darauf bedacht zu sein, jede Art von Kontakt zu meiden, so als ahne er instinktiv eine Gefahr. Nämlich das Risiko, dass es bei Erika-Rena auch mit einer Niederlage enden könnte, die den Mythos seiner Person beschädigen, ja, vielleicht sogar zerstören könnte. Deshalb – so erschien es mir zumindest im Nachhinein – hätte es Horst vielleicht auch lieber gesehen, wenn diese Neue gar nicht in unsere Klasse gekommen wäre.

Erika-Rena – und das hätte schon allein ihr Vorname signalisieren können –, Erika-Rena war alles andere als eine von vielen. Sie war etwas Besonderes. Das bedeutete nun aber nicht, dass sie ausgemacht hübsch war. Nein, das war sie mit Sicherheit nicht. Aber sie fiel irgendwie auf. Sie hatte irgendetwas Apartes an sich. Etwas, von dem Wirkung ausging und dem auch ich mich nicht entziehen konnte.

Aber das war schließlich nicht der entscheidende Grund, weshalb der Name dieses Mädchens und da-

mit eben dieses Mädchen selbst in meinem Gedächtnis eine solch feste und bedeutungsvolle Position behalten sollte. Das hatte dann hauptsächlich mit unserem Schulfest zu tun. Und dann mit Pundts Scheune. Und mit meinem Abtanzball. Aber das hier an dieser Stelle zu erzählen, würde dann doch bedeuten, dass ich mich von nun an auf einen anderen Weg begeben und ich vom eigentlichen Thema zu weit abschweifen würde.